

In Wüstenhitze und Eiseskälte

Die mongolischen Nomaden sterben aus.
Schuld sind Klimawandel und politische Ignoranz.

Text: Martin Theis · Fotografie: Sascha Montag



Bevor er sich auf die Reise in sein verflossenes Leben begeben kann, muss er noch vierundzwanzig Stunden Dienst schieben. Wachmann Chinzorig, Sohn des Budsuren, liegt auf der Pritsche in seiner Kammer. Der grieselige Fernsehapparat an der Wand zeigt ein Musikvideo: Pferde galoppieren durch die weite mongolische Steppe, ein Adler kreist am wolkenlos blauen Himmel und landet auf dem Arm eines Nomaden mit Fellmütze. Lieder der Pferdekopfgeige, die nach Sehnsucht klingen. Chinzorig zieht eine Zigarette aus der Schachtel. »Die Steppe ist mein Zuhause«, sagt er und lächelt müde. »Aber zurück kann ich nur noch für ein paar Tage im Jahr.«

Chinzorig bewacht eine kleine, heruntergekommene Krankenstation am Rande der mongolischen Hauptstadt Ulan Bator. Auch diesmal wird nichts passieren, weil nie etwas passiert. »Die Polizei liegt gleich um die Ecke«, sagt er. Chinzorig tritt hinaus in die Dunkelheit und steckt sich die Zigarette in den Mund. Ringsum: Wohnblocks aus der Sowjetzeit. In einem Basketballkäfig werfen Jugendliche scheppernde Körbe. Die Feuerzeugflamme erleuchtet Chinzorigs weiche, kindliche Gesichtszüge. Siebenunddreißig Jahre ist er alt. Vor siebzehn Jahren kam er mit Eltern und Geschwistern in die Stadt. Der weiße Tod hatte ihr Vieh dahingerafft, jene katastrophale Schneewetterlage, für die es im Mongolischen ein eigenes Wort gibt: Dzud.

Das mongolische Nomadenvolk lebt seit jeher in einem Land klimatischer Extreme. Vierzig Grad im Sommer und minus vierzig Grad im Winter sind normal. Sie ernähren sich von ihren Tieren, verkaufen Milchprodukte, Fleisch und Wolle. Doch der Klimawandel gefährdet ihre Tradition: Die Erderwärmung in der Mongolei ist doppelt so hoch wie im globalen Durchschnitt, Dürren nehmen zu, neunzig Prozent des überlebenswichtigen Weidelandes drohen langfristig zu verwüsten. Und wenn Schafe, Ziegen und Yaks im Sommer nicht genug zu fressen finden, überleben sie die kommende Kälte nicht. Für die Nomaden ist das der Ruin.

Chinzorig verdient 250 Euro im Monat, seine Eltern bekommen eine kleine Rente. Doch sein Vater hat Magenkrebs und die mongolische Krankenversicherung deckt wenig mehr als einen Schnupfen ab. Seit sie in Ulan Bator leben, half Chinzorig auf dem Bau, schleppte Waren am Güterbahnhof und fuhr Taxi für ein bisschen Kleingeld, ohne Lizenz. Zwischendurch arbeitete er vier Jahre lang in einer Möbelfabrik in Korea und sah seine Familie nur für einen Monat pro Jahr. »Alles, was ich als Nomade auf dem Land gelernt habe, ist in der Stadt nutzlos«, sagt er.

Die Slums in der Peripherie Ulan Bators, wo die Stadt in die Steppe ausfasert, fangen jene auf, die das Landleben aufgegeben haben. Vor dreißig Jahren lebten noch achtzig Prozent der Mongolen als Nomaden. Heute ist es ein Viertel. Die Regierung hat den unkontrollierten Zuzug längst verboten. Doch die Leute schlagen weiter ihre Jurten auf, traditionelle weiße Rundzelte, zimmern Hütten, siedeln auch neben Müllkippen, Friedhöfen und gigantischen, brummenden Strommasten. Mehr als die Hälfte der 1,5 Millionen Einwohner Ulan Bators leben in den Jurtenvierteln. Wer hier gestrandet ist, kämpft mit einfachsten Jobs ums Überleben oder säuft sich zu Tode.

Die Politik bekommt die Landflucht trotz diverser internationaler Hilfsprogramme nicht in den Griff. Die

Wer hier gestrandet ist, kämpft mit einfachsten Jobs ums Überleben oder säuft sich zu Tode.

Mongolei ist eine junge Demokratie mit chronisch instabiler Führung – seit der neuen demokratischen Verfassung von 1992 gab es 15 Regierungswechsel. Korruption ist ein Dauerthema, beide Präsidentschaftskandidaten der Wahl von 2017 waren in Skandale verwickelt. Der heutige Prädident Chaltmaagiin Battulga hatte gemäß seines Mottos »Die Mongolei zuerst« versprochen, dass alle Mongolen stärker von den Bodenschätzen des Landes profitieren sollten. Doch in den Slums sind das nur Worte, die nichts zählen. In den illegalen Siedlungen ist es am schlimmsten. Hier leben die Menschen unregistriert, ohne Gesundheits-, Strom- und Wasserversorgung.



Die Slums Ulan Bators: Wenn Nomaden ihr Vieh verlieren, landen sie hier in den Jurtenvierteln.

Chinzorig entkommt dem Moloch einmal im Jahr. Mit seinen Eltern, seiner Frau und den Kindern reiste er in den Sommerferien stets zu Verwandten in seine Heimatregion Dsawchan, in den Nordwesten des Landes. Für einige Tage atmeten sie dort saubere Luft und ritten mit ihren Kindern in die Steppe hinaus. Doch Chinzorigs Vater ist zu krank für die große Reise und die Frauen müssen ihn zuhause pflegen. Chinzorig soll dieses Mal allein fahren.

Feierabend im Morgengrauen. Mit dem ersten Kläffen der Hunde geht Chinzorig auf den staubigen Wegen seines Viertels nach Hause, entlang zerfallener Bretterzäune, Mauern und rostiger Tore. Die ehemaligen Nomaden haben die Weite gegen kleine Parzellen getauscht. In den Jurten heizen Frauen die Kohleöfen an und setzen Milchtee auf, den die Familien den Tag über trinken. Im Winter legt sich dichter Kohlerauch aus den Ofenrohren der Slums über die ganze Stadt und macht sie zu einem der vermögtesten Orte der Welt. Von einer Anhöhe in der Nähe seiner Parzelle kann Chinzorig über den Flickenteppich aus weißen Jurten und bunt gestrichenen Hütten blicken, bis zur funkelnden Skyline im Tal.

Seine Mutter Sarantuya, eine gewichtige Frau mit kurzen grauen Haaren, schleudert eine Kelle Milchtee in Richtung Morgensonne, auf dass die Götter der Familie gewogen seien. Kinder jagen über den Hof. Ein kleiner Junge mit verfaulten Vorderzähnen zählt mit geschlosse-

nen Augen rückwärts. Sie spielen Verstecken zwischen Reifenstapeln, Bauschutt und einer verwitterten Badewanne. »Ich werde mein ganzes Leben in diesem Viertel bleiben«, sagt Chinzorig. »Aber wenn unsere Kinder sich in der Schule anstrengen, können sie einen guten Job finden und sich vielleicht eines Tages eine Wohnung leisten. Dann hätte sich alles gelohnt.« Er tritt durch die niedrige Holztür der Jurte, tief gebeugt, mit einem weiten Schritt. Gegen den Türrahmen zu stoßen soll Unglück bringen.

Die Jurte, mit der sie schon in der Steppe lebten, ist der Mittelpunkt der Familie. Chinzorig lebt hier mit seinen Eltern, seiner Frau Munkhjargal und den sechs Kindern. Auch seine vier Schwestern bringen ihre Kinder in den Sommerferien morgens vorbei, damit sie zur Arbeit gehen können. Der Fernsehapparat zeigt tonlos eine Gameshow. Mutter Sarantuya sitzt auf einem roten Drehstuhl, von dem aus sie alles Wichtige erreicht, ohne aufzustehen: Kohle, Ofen, Wassertonne, Schüsseln, Mehl.

Vor ihr steht ein elektrischer Wok, in dem sie kocht und anschließend auch abwäscht. Neben dem Altarschränkchen, mit Blick auf Bilder buddhistischer Lamas, liegt Vater Budsuren auf seinem Bett und raucht dünne Zigaretten. Der Magenkrebs hat ihn ausgezehrt. Er nimmt nur noch Brühe zu sich. Der Alte wartet auf eine Bluttransfusion, doch das Präparat ist knapp. Wer es haben möchte, braucht gute Beziehungen oder viel Geld.

»Früher war ich ein wohlhabender Mann«, sagt Budsuren mit weicher Stimme. Er hat sich im Bett aufgerichtet, seine Haut hängt schlaff vom Oberkörper. »Die Tiere waren mein Vermögen. Alles drehte sich um sie.« Die Familie hatte vierzig Yaks, zehn Pferde und hunderte Schafe und Ziegen. Nach dem Zerfall der Sowjetunion gingen die Herden in Privatbesitz über und der Staat verteilte Startkapital. Die Marktpreise für Fleisch, Milch und Wolle waren hoch. Weil sich das Nomadenleben lohnte, brachen viele junge Leute die Schule ab. Budsurens Sohn Chinzorig verließ seine Klasse nach vier Jahren. »Ich war glücklich mit den Tieren«, sagt Chinzorig, mit einer Schale Milchtee in der Hand. »Ich konnte mir nichts Schöneres vorstellen, als Nomade auf dem Land zu werden.«

Nach einem besonders dünnen Sommer im Jahr 1999 kam der Winter, der ihr Leben veränderte. Minus fünf- undfünfzig Grad. Dzud – der weiße Tod. Die Tiere hatten sich während der Dürre nicht genug Speck anfressen können. Als Familienoberhaupt Budsuren versuchte, mit ihnen umzuziehen und einen weniger kalten Ort zu erreichen, blieb ein Tier nach dem anderen im Schneesturm liegen. »Ein großer Held kann durch eine kleine Kugel sterben«, sagt Budsuren. »Und ein reicher Nomade kann in einer kalten Nacht zum armen Mann werden.« Es folgten zwei weitere Dzud-Jahre. Ein Drittel des mongolischen Viehbestands wurde ausgelöscht.

Etwa 800 Kilometer liegen zwischen Chinzorig und seiner alten Heimat. Früh am nächsten Morgen macht er sich mit einem geliehenen Geländejeep auf den Weg. Im Gepäck hat er Kleidung und Medikamente für die Familie seines Cousins. Er fährt auf einer der wenigen befestigten Landstraßen Richtung Westen, lotgerade durch menschenleere Steppe. Die Mongolei ist viermal so groß wie Deutschland, hat aber nur rund drei Millionen Einwohner. Vereinzelt stehen Jurten, manchmal blockiert eine Ziegenherde den Weg. Das Gras kräuselt sich hellbraun auf dem trockenen Boden. »Um diese Jahreszeit sollte es schon etwa fünfzehn Zentimeter hoch und saftig grün sein«, sagt Chinzorig. Stattdessen Dürre. »Die ganze Mongolei sehnt sich jetzt nach Regen.«

Nach dreizehn Stunden Fahrt verlässt Chinzorig den Asphalt hinter einem kleinen Hüttendorf. Eine bucklige Piste führt ihn in der Dämmerung bis in ein weites Tal. Berge am Horizont. In der Steppe stehen Kreisformationen grob behauener Steine, die Gräber der Ahnen. Schafe und Ziegen weiden versprengt, der Geruch von verbranntem Dung weht durch die offenen Autofenster herein und aus der Ferne hört man das tiefe Grunzen einer Yakherde. Am Fluss stehen drei Jurten, rosa im Abendlicht.

»Die Steppe ist mein Zuhause«, sagt Chinzorig. »Aber zurück kann ich nur für ein paar Tage im Jahr.«



»Ich konnte mir nichts Schöneres vorstellen, als Nomade auf dem Land zu werden.«

Der Cousin wird bis zum nächsten Tag unterwegs sein, ein Bankgeschäft erledigen. Seine Frau Munja verteilt in der Jurte Schalen mit Milchtee und geflochtenes Gebäck. »Wie ist euer Sommer?« fragt Chinzorig, den Arm um seinen neunjährigen Lieblingsneffen gelegt. Es ist keine Begrüßungsformel; übers Wetter zu reden ist in der Mongolei keine Banalität. »Sehr schlecht«, sagt Munja. »Die Tiere werden mager. Die Yaks können wir nur einmal am Tag melken, Ziegen und Schafe gar nicht.« Ihr Vater und ihr Bruder kommen in langen Mänteln von der Weide und begrüßen Chinzorig mit Handschlag. Sie leben mit ihren Familien in den Jurten nebenan. Chinzorigs Haut ist glatt und hell wie ein Pfirsich. Die Haut der beiden Männer dunkel und rau, geplatzte Äderchen ziehen sich über ihre Wangen. Sie verbringen die Tage bei den Tieren, in Wüstenhitze und Eiseskälte. Der Älteste reicht eine Schnupftabakdose herum.

Bald wird es Zeit, die Tiere für die Nacht in ihre Gatter zu sperren. Der alte Mann treibt von einem Pferd aus Ziegen und Schafe zusammen. Sein dreizehnjähriger Enkel hilft ihm mit dem Motorrad. Es folgt eine tausendfach eingeübte Choreographie, in der jeder seine Rolle kennt. Chinzorig fügt sich wortlos ein. Sie umzingeln die Tiere und ziehen ihren Kreis immer enger. Wenn eines ausbrechen versucht, springen sie ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen: »Tschu! Tschu!« Um zehn Uhr abends geht der Arbeitstag der Nomaden zu Ende. Die Familie versammelt sich in der Jurte vor dem solarbetriebenen Fernseher.

Am nächsten Tag soll eine Ziege geschlachtet werden. Weil sein Cousin noch immer nicht da ist, steht Chinzorig in der Pflicht. Bevor die Tiere auf die Weide gelassen werden, geht er ins Gatter, treibt im Strom der aufgeschreckten kreisenden Herde mit und packt eine Ziege bei den Hör-

nern. Er prüft, ob sie genug Fett hat, denn in der Steppe gilt: je fettiger das Fleisch, desto besser. Dann zieht er sie hinaus, ihren Kopf zwischen seinen Beinen. Drei Schläge mit dem Hammer auf ihren Schädel, zur Betäubung. Die Ziege schreit. Chinzorig dreht sie auf den Rücken, die Ziege zappelt. Die Schläge saßen nicht richtig. Die beiden anderen Männer kommen ihm zur Hilfe, halten das Tier fest. Mit einem Messer setzt Chinzorig einen kleinen Schnitt am unteren Bauch, die Pupillen der Ziege weiten sich, sie schreit um ihr Leben. Chinzorig steckt die Hand in ihren Rumpf und tastet sich durch die Eingeweide nach oben, bis zur Hauptschlagader, die er mit seinen Fingernägeln kappt. Auf diese Weise geht kein Tropfen Blut verloren. Die Ziege ist still.

Chinzorigs Cousin Tsolmongerel kommt abends, als die Eingeweide der Ziege in einem großen Topf auf dem

FESCH'MARKT

FESTIVAL
FÜR DESIGN,
FOOD UND
LIFESTYLE

FESCH IM
SOMMER IN
WIEN UND
VORARLBERG

FESCH'MARKT
IN WIEN #16

15.–17.06.2018
OTTAKRINGER
BRAUEREI

FESCH'MARKT
IN VLBG #6

06.–08.07.2018
PFÖRTNERHAUS
FELDKIRCH

www.feschmarkt.info

Die Jurte, das traditionelle Rundzelt, mit der sie schon in der Steppe lebten, ist der Mittelpunkt der Familie.



Die Bank hat ihm umgerechnet tausend Euro geliehen, damit will er im nächstgelegenen Dorf einen Reifenhandel eröffnen.

Ofen köcheln. Er hat eine Flasche Wodka dabei und gute Nachrichten: Die Bank hat ihm drei Millionen mongolische Tugrik geliehen, umgerechnet rund tausend Euro. Damit will er im nächstgelegenen Dorf einen Reifenhandel eröffnen. »Auch wir wollten früher in die Stadt ziehen«, sagt Tsolmongerel. »Ich bin mit meinem jüngsten Sohn damals vorgegangen und habe bei Verwandten gelebt.« Er schneidet den Darm durch, in dem das gekochte Blut schwarz und fest geworden ist. »Ein halbes Jahr habe ich versucht, Arbeit zu finden. Dann habe ich aufgegeben und bin zurückgekehrt.« Der Reifenhandel sei für ihn ein Mittelweg. »Wir bleiben Nomaden – aber werden ein Stück vom Wetter unabhängig.«

Die Cousins haben nur diese Nacht zusammen. Dann macht sich Chinzorig wieder auf den Weg, aus der Steppe auf die Straße, achthundert Kilometer, zur nächsten Vierundzwanzig-Stunden-Schicht in Ulan Bator. »Ich will mich nicht beklagen«, sagt Chinzorig. »So hat Gott mein Schicksal gezeichnet und so bin ich zufrieden.« Er wuchtet einen Karton voller Milch und Fleisch in den Kofferraum.

Auf dem Weg zurück, überrascht ihn ein Sandsturm. Chinzorig muss im Auto warten, bis sich der Sturm legt, er kommt zu spät zur Schicht. Seine Eltern erfahren von dem Sandsturm aus dem Fernsehen. Bilder von zerfetzten Jurten. Zerborstenen Strommasten. 280 Kilometer vor Ulan Bator, hinter dem Elsen Tasarkhai Nationalpark, hatte eine dunkle Wolke die Landschaft verschluckt und die Straße vor Chinzorig unter Sand begraben. »Diese Welt wird immer kleiner«, sagt der alte Nomade Budsuren. »Meinst Du das Weideland?« fragt seine Frau. »Nein«, sagt Budsuren. »Sie wird wirklich immer kleiner. Wo früher Platz für drei Jurten war, ist heute Platz für eine.« Sarantuya schweigt. Neben ihr, in Griffweite, hängt das frische Fleisch einer Ziege, wie ein Gruß von einem fernen Ort, der einmal Heimat war.



Der Autor empfiehlt

einen Film zum Leben in der mongolischen Steppe: »Die Geschichte vom weinenden Kamel«, ein deutscher Dokumentarfilm aus dem Jahr 2003, der sogar für den Oscar in der Kategorie Dokumentation nominiert wurde.

Der Bio-Pionier SONNENTOR feiert Jubiläum



Seit 30 Jahren zeigt der Experte für Kräuter- und Gewürze: Es geht auch anders! Von Anfang an setzte man auf Bio-Qualität und entwickelte innovative Produkte mit kreativem Design. Nachhaltiges Wirtschaften sowie ein direkter und fairer Handel mit allen Partnern, sind ein wichtiger Grundwert des österreichischen Unternehmens. Höchste Qualität wird nach wie vor durch sorgfältige Handarbeit garantiert.

Selbst spricht das Unternehmen oft von der »SONNENTOR Familie«. Immerhin ist SONNENTOR ein echter Familienbetrieb. Die wegweisenden Entscheidungen trägt Gründer Johannes Gutmann nach wie vor selbst mit. Er und seine Frau Edith sind die Seele von SONNENTOR.

Alles auf Anfang

Begonnen hat alles 1988, als Johannes Gutmann sich aus der Arbeitslosigkeit heraus dazu entschloss sich selbstständig zu machen. Seine Idee war es, die Produkte der Bio-Bauern aus dem Waldviertel zu vermarkten. Mit Kräutern und Gewürzen wollte er so viel verdienen,

dass er davon leben kann. Damals in den 80ern, als »Bio« eigentlich noch gar kein Thema war, wurde er für seine Idee belächelt. Gutmann setzte auf die Unterstützung kleinster landwirtschaftlicher Strukturen, deren hochwertige Bio-Produkte unter dem Logo der lachenden Sonne überregional und international vermarktet werden sollten. Durch diese gelebte Regionalität blieb die Wertschöpfung zu einem hohen Anteil bei den Landwirten selbst und immer mehr woll-

SONNENTOR setzt auf nachhaltiges Wirtschaften im Kreislauf der Natur.



BEZAHLTE ANZEIGE

ten Teil dieser Idee sein. Heute arbeiten allein in Österreich rund 300 Bio-Bauern mit SONNENTOR zusammen.

Ein Blick in die Gegenwart

320 Menschen haben bei SONNENTOR Arbeit und somit eine sinnvolle Beschäftigung gefunden. 120 weitere sind es im Schwesterbetrieb in Tschechien. Dazu kommen weitere Niederlassungen in Rumänien und Albanien, sowie internationale Anbauprojekte z.B. in Nicaragua und Tansania. Johannes Gutmann und sein Team besuchen die Projekte regelmäßig persönlich. Das ist eine wichtige Basis für die Zusammenarbeit auf Augenhöhe. So kommen die Kräuter und Gewürze aus aller Welt in bester Bio-Qualität nach Österreich. Hier werden sie sorgfältig aufbereitet und mit viel Liebe und Handarbeit verpackt, bevor sie ihren Platz im Regal finden. SONNENTOR hält aus Überzeugung dem Bio-Fachhandel die Treue, da die Kunden hier auf eine persönliche und kompetente Beratung vertrauen können. Die rund 900 Bio-Produkte des Kräuterexperten gibt es natürlich auch in den 29 SONNENTOR Geschäften in Österreich, Deutschland und Tschechien.

Das bringt die Zukunft

Rund 66 Prozent der Produkte werden bereits exportiert und tragen die nachhaltige Firmenphilosophie in über 50 Länder. Die Nachfrage nach Bio und Unternehmen, denen die Kunden vertrauen, steigt. Diesem Anspruch will SONNENTOR auch in Zukunft gerecht werden. Ziel ist es das Wirtschaften im Kreislauf der Natur weiter zu leben, gesund zu wachsen und den ökologischen Gedanken in der Gesellschaft zu fördern. Dazu sollen neben Innovationen bei den Verpackungen auch eigene Projekte beitragen. Nach Eröffnung der Leibspeis, einem eigenen Bio-Gasthaus und dem SONNENTOR Frei-Hof, einem Bio-Bauernhof – gibt es seit April 2018 zusätzlich ein nachhaltiges Übernachtungskonzept dazu. Zwei Wohnwägen namens LANDLOFTS haben sich in den Kräutergärten von SONNENTOR angesiedelt. Die Wohneinheiten wurden zu 100 Prozent aus nachhaltigen, regionalen Rohstoffen gefertigt und bieten Übernachtungsspaß für Freunde und Familie.